

„Cannabis wird verharmlost“

Die neue Professorin in Roßwein plädiert für eine kritischere Bewertung der Droge in der Öffentlichkeit

Roßwein. Die Fakultät Soziale Arbeit der Universität Mittweida hat nicht nur 110 neue Studierende, sondern auch zwei neue Professorinnen. Barbara Wedler beschäftigt sich mit klinischer Sozialarbeit und den Gesundheitswissenschaften. Im DAZ-Interview sprach sie über ihren Start, über Sucht und die unterschätzte Wirkung von Cannabis.

DAZ-INTERVIEW

Frage: Professor Wedler, Sie sind nur eine Woche vor den ersten Studenten eingetroffen. Ist ihr Büro schon eingerichtet?

Barbara Wedler: Vollständig noch nicht. Bis jetzt fehlen die Bilder und einige Kleinigkeiten. Die Bücher sind allerdings schon da. Sehen Sie, dieser Stapel wird mich in den nächsten Tagen beschäftigen.

Ihnen steht ein großes Arbeitspensum bevor?

So könnte man es ausdrücken. Ich betreue sechs Lehrveranstaltungen. Dafür muss ich noch einiges vorbereiten. Da ich in den letzten fünf Jahren praktisch gearbeitet habe, gilt es jetzt, sich wieder in den Wissenschaftsbetrieb einzufinden.

„Gesprächsführung und wissenschaftliches Arbeiten“ heißt auch eines Ihrer Seminare. Zwei andere beschäftigen sich mit psychosozialen Grundlagen und Sucht. Wo liegt ihr Schwerpunkt?

Mein bisheriger Forschungsschwerpunkt lag im Suchtbereich. In Zukunft werde ich das Thema auf weitere klinische Fragen ausweiten. Bereits in meiner Promotion habe ich mich mit der Lebensqualität von alkoholabhängigen Männern beschäftigt. Als Therapeutin war ich viele Jahre in verschiedenen Suchteinrichtungen tätig. Zuletzt in einer Klinik in Weinböhla

Die haben Sie verlassen, warum?

Unsere Arbeitsauffassungen waren zu unterschiedlich und ließen sich praktisch schwer vereinbaren.

Die Arbeit mit Süchtigen ist sicher eine starke persönliche Belastung für die Therapeuten...

Das sehe ich nicht so. Am Anfang dachte ich immer – und Kollegen teilten diese Meinung – Sucht ist das schlimmste Krankheitsbild, mit dem Du als Therapeut arbeiten kannst. Das änderte sich, als ich andere chronisch und psychisch Kranke kennen lernte.

Inwieweit? Können Sie konkreter werden?



Döbelner Allgemeine Zeitung,
11.03.2010

Barbara Wedler ist in Lübben geboren und Mutter dreier Töchter. Sie ist der Meinung, dass die Langzeitwirkung von Cannabis unterschätzt wird. Foto: Wolfgang Sens

Wenn jemand versucht, sich drei Mal in einer Woche das Leben zu nehmen, dann ist das eine Verantwortung, die zu tragen sehr schwer ist. Oft sind die Sozialarbeiter nur wenige Stunden mit den Betroffenen zusammen. Nach der Betreuung bleibt die latente Angst, dass etwas passieren könnte. Und wenn etwas passiert, natürlich die quälende Frage, ob man wirklich alles getan hat.

Der Tod als ständige Vergegenwärtigung. Sind Sie nicht auch in der Suchtarbeit mit dem Sterben konfrontiert?

Das bin ich. Doch die Sucht kann einfacher und fassbarer therapiert werden.

Zudem gibt es neue Entwicklungen – zum Beispiel die systemische Arbeit – die den Therapeuten entlasten, weil dieser in erster Linie als Impulsgeber und Dirigent wirkt. Ihm obliegt aber nicht mehr die ganze Verantwortung.

Die psychischen Belastungen in der Sozialen Arbeit erscheinen gravierend. Gibt es denn eigentlich auch etwas Schönes in dem Beruf?

Ja, natürlich gibt es das. Wenn Sie sehen, was die eigene Arbeit bewirken kann, was alles möglich ist, wie sich Menschen aufrappeln, die sie schon verloren geglaubt haben, dann ist das ein

tolles und auch ein dankbares Gefühl. Es ist Wahnsinn zu sehen, wie sich Menschen körperlich und psychisch erholen können.

Alkohol, Drogensucht, Spiele – nun gibt es ja viele Süchte. Kann man zwischen einer gefährlichen und weniger gefährlichen Sucht unterscheiden?

Es geht nicht darum, welche Sucht schlimmer ist, sondern wie jeder persönlich mit dem jeweiligen Mittel umgeht. Hier sehe ich eine große Gefahr durch Cannabis.

Warum? Ist der Konsum von Cannabis also doch gefährlich?

Die psychische Wirkung von Cannabis wird verharmlost. Auch wenn der Körper einen Dauerkonsum relativ unbeschadet übersteht, sind die psychischen Schäden nicht abzusehen. Einer aktuellen US-Studie zufolge wurde bei jungen Erwachsenen, die bereits vor dem 15. Lebensjahr mit dem Konsum von Cannabis begonnen haben, doppelt so häufig eine Psychose diagnostiziert wie bei Nichtkonsumenten. Ich selbst habe 19-jährige Dauerkonsumenten erlebt, die durch eine Psychose Berufsunfähigkeitsrente beantragen mussten. Es ist überhaupt unangemessen, die Langzeitfolgen von Cannabis als Droge in der öffentlichen Diskussion zu vernachlässigen – so, wie es derzeit geschieht.

Der Alkoholismus war die Sucht Nummer Eins in der ehemaligen DDR. Hat sich das Suchtverhalten geändert?

Den reinen Alkoholiker findet man nur noch selten. Die Variationsbreite der Sucht hat zugenommen. Oft verbinden sich die Abhängigkeitsmuster. Eine massive Gefahr stellen die Mediensüchte dar. Sie sind ein Fass ohne Boden, deren Folgen noch nicht abzuschätzen ist. In Korea sind die ersten Spielsüchtigen gestorben. Junge Männer bekommen Thrombose, weil sie nur noch sitzen. Das war früher eine Alte-Frauen-Krankheit.

Was raten Sie zukünftigen Sozialarbeitern?

Sozialarbeiter sollten Menschen lieben. Jeden Menschen – auch den Alkoholiker und den Kriminellen. Sie müssen aber auch konsequent sein, Grenzen setzen und gesundheitsfördernde Lebensziele vermitteln. In der sozialen Arbeit gehe ich immer eine Beziehung ein. Diese ist mit Verantwortung verbunden. Manche Fachleute meinen: „Jeder hat auch das Recht, sich tot zu saufen.“ Das stimmt. Jeder hat aber auch das Recht zu leben – und das in Würde. Diesen Optimismus zu vermitteln, und den Glauben an sich selbst, das ist die große Herausforderung.

Interview: Katrin Tominski